

Umschau

Lebt Gott in Rußland?

Daß Gott im heutigen „gottlosen“ Rußland tot sei, ist ein Pauschalurteil, das man diesseits des Eisernen Vorhangs auch in Deutschland da und dort hören kann, obwohl gerade wir Deutsche in den vergangenen Jahren zur Genüge erfahren haben, welche Gefahr darin liegt, ein Volk nach den Willensäußerungen einer autoritären Regierung und deren Auswirkungen einzuschätzen. Wer im letzten Kriege die Möglichkeit hatte, das russische Volk selbst kennenzulernen, wird sich jedenfalls hüten, das Wort vom „gottlosen“ Rußland unbesehen zu gebrauchen und auf das russische Volk in seiner Gesamtheit zu übertragen.

Ist Gott in Rußland wirklich tot? Gewiß, man kann seine amtliche Todeserklärung in den Buchläden fast aller Städte für ein paar Kopeken erwerben. Das Zeichen des Kreuzes ist verbannt. Über den meisten Kirchen der Städte leuchtet die Aufschrift „Cinema“. Ernst Hello sagte einmal: „Wo das Kreuz die Landschaft nicht mehr beherrscht, wo kein Glockenturm auf dem Berge dem Wanderer winkt, dort wohnen gewöhnlich Menschen, die einander auffressen.“ In den russischen Städten habe ich die Wahrheit dieses Wortes erlebt. An einer Fabrikmauer zwischen Gorlowka und Stalino las ich am 27. Mai 1942 unzählige Male hintereinander den Vers: „Schüret das Feuer, das Welten verheert, Kirchen und Ketten für immer zerstört!“

Doch ich will hier nicht das Bild der russischen Städte schildern. Wer die Frage, ob Gott im heutigen Rußland lebt, beantworten will, muß auf das Land hinausgehen. In einem kleinen, abseits der Straße zwischen Charkow und Pawlograd gelegenen Dorf, dessen Namen ich nicht ermitteln konnte — ich glaube, es hatte gar keinen Namen, wie viele dieser abgelegenen

Dörfer — konnte ich am 1. November 1941 feststellen, daß es dort kein Haus ohne Ikone gab. Die Lampen vor den alten Ikonen waren meist erloschen. Es brannte kein Licht mehr — das Öl war längst ausgegangen — doch im Herzen der russischen Bauern brannte es weiter. Hier lebte Gott.

Drei Wochen später sah ich in Petropawlowka (wo gibt es sonst eine „Peter- und Pauls-Stadt“ in Europa?) ein Leichenbegängnis durch den Ort ziehen. Der Pope fehlte — er liege irgendwo begraben, sagte man mir —; vor dem Sarge her trugen junge Burschen ein riesiges rohbehauenes Holzkreuz. Hier war Gott für wenige Stunden auferstanden!

Am 25. November 1941 traf ich in dem kleinen russischen Städtchen Slavianka ein. Ich besuchte hier am gleichen Tage vier Bauernhäuser, um Quartiere zu belegen. Im ersten Hause wohnte ein Schuster. Freude und Lebenslust füllten den Raum zwischen den vier Lehmwänden. Lustig, fast ausgelassen, begrüßte mich der einfache Mann. Der „letzte“ Wodka wurde aufgetischt. Eine Zigarette erweckte alle Lebensgeister zu überströmendem Ausbruch. Alles wollte er mir schenken, was ihm hoch und heilig war, von seinem Werkzeug angefangen bis zu seiner Frau. Daß ich alles ablehnte, erschien ihm selbstverständlich. Er zeigte sein gutes Herz, mehr wollte er nicht. Das steigerte seine Freude. Im zweiten Hause traf ich den Lehrer. Mißtrauisch strich der Greis seinen weißen Bart. Im Lauf des Gespräches erschloß er sich mir. Gern wollte er mir sein Haus zur Wohnung überlassen. Er war verschämt und verwirrt, als ich ihm etwas anbot. Ich wußte, daß er es nötig brauchte, aber er lehnte entschieden ab. Sein Stolz verbot es ihm; er war es seiner Bildung schuldig. In seiner Wohnung hing keine Ikone, er war Beamter. Zu meiner größten Verwunderung pulste mir im

Hause des Starosten, das ich als drittes betrat, altrussisches Leben entgegen. Ich fühlte mich wie Fürst Myschkin bei General Jepantschin. Eine saubere Wohnung, weit und neuzeitlich eingerichtet, doch in jeder Stube war eine Ecke Christus oder der Matka Boska geweiht. Gold- und silbergeprägte Ikone leuchteten von den Wänden. Ehrfürchtig nahm der einfache Mann sie in seine schwieligen Hände, um sie mir zu zeigen. Die Ikone war ihm nicht ein Zeichen vergangener Zeiten, das noch da hing, um Tradition zu wahren oder an Vatersitten zu erinnern. Sie lebte. Gastlich wurde ich bewirtet. Ich erfuhr alle Sorgen und Nöte des Dorfes, vor allem, daß die christlichen Italiener in ihrer Kirche ein Lebensmitteldépot eingerichtet hätten. Seine Sorgen waren groß. Es war nicht leicht, Starost zu sein. Im letzten Hause lebte eine alte Babuschka. Ein ärmlicher, kleiner Raum, in dem sie mit ihrer Tochter und fünf Enkelkindern, einer Ziege und drei Hühnern zusammenhauste. In einem seitlichen Holzverschlag grunzte ein mageres Schwein. In einer Ecke des Lehmhauses hingen besonders schöne Ikone. Ich bat die Alte, sie mir ansehen zu dürfen. Schon fühlte sie sich verpflichtet, mir eines davon zu schenken — diese Sitte kannte ich damals noch nicht. Ich sollte wählen. Ich lehnte ab. Doch sie drängte: das Bild sollte mich auf meinem Wege schützen. Ich wollte ihr etwas dafür geben, doch mein Angebot kränkte sie tief. Geld für ein Heiligenbild ist dem Russen Judaslohn! Die Not zwang sie, ein Gegengeschenk anzunehmen. — Auch in den kleinen Städten ist Gott keineswegs tot.

Von der Lebensanschauung des russischen Menschen kann ein Gespräch Zeugnis geben, das ich am 22. August 1941 auf einem Kolchos bei Perwomaisk mit einem russischen Bauern geführt habe. Es wurde damals von einem Kameraden im Stenogramm festgehalten. Ich begann:

„Ein Paradies! Die Ukraine verdient diesen Namen. Sie ist ein sehr fruchtbares Land. Doch sagen Sie, wie kommt es, daß in diesem Paradies Menschen vor Hunger sterben? Ein Paradies, in dem Armut und Elend zu Hause sind.“

„Die Kolchosen.“

„Ja, aber Sie säen und ernten doch.“

„Säen ja, aber ernten? Das Kolchos erntet.“

„Das heißt, Sie liefern ab.“

„Alles.“

„Und was Sie für sich zum Leben gebrauchen?“

„Auch.“

„Und wovon leben Sie?“

„Vom Mais.“

„Den Mais läßt man Ihnen also?“

„Nein, einen Teil nur, ein jedes Jahr weniger.“

„Sicher um die Arbeit zu steigern?“

„Wir müssen in jedem Jahr mehr abliefern, ob die Ernte gut war oder schlecht, fragt keiner.“

„Sie brauchen aber doch Kleider und Gerät, liefert die das Kolchos?“

„Das muß ich kaufen.“

„Wofür?“

„Für das, was mir bleibt.“

„Und was essen Sie?“

„Entweder essen oder Kleider. Der russische Winter ist hart.“

„Sie müssen also unter dem Kolchos leiden?“

„Wir dürfen leiden. Gott will es so.“

Es gibt wohl keinen Menschen, der soviel Geduld und Ergebung kennt wie der russische Bauer. Für ihn ist das Volk noch immer eine Gemeinschaft derer, die zum Leiden erwählt sind. Und das soll es bleiben. Vielleicht werden diese Menschen einst die Verheißungen ernten, die Christus in der Bergpredigt verkündet hat — während andere in „christlichen“ Ländern leer ausgehen werden.

Dieses Volk wird sich nie gegen eine Tyrannei erheben; denn es ist glücklich, daß es unter ihr leiden kann. So sagte es mir ein Schmiel in Apsherowskaja, als ich ihn fragte, was

er vom Bolschewismus halte. Indem er mit der Hand zum Himmel zeigte, bemerkte er: „Müssen Sie den fragen, der ihn uns geschickt hat. Er weiß warum.“

Eine Begegnung an der Straße, die von Apscherowskaja nach Tuapse führt, sei noch erwähnt (es war am 22. September 1942). Eine alte Frau trat plötzlich auf mich zu, ein weites dunkles Tuch hing ihr über Kopf und Schultern. Sie war eine Georgierin. Müde stützte sie sich auf ihren Stock. Sie sprach einige Worte zu mir, die ich nicht verstand. Ich antwortete mit einem vielsagenden Kopfnicken. Da begann sie unter ständigen Verbeugungen unverständliche Formeln vor sich hermurmelnd — vielleicht waren es Gebete —, mich zu segnen. Zuletzt küßte sie mir die Hand, verbeugte sich tief und ging ihres Weges.

Ich fühlte, hier sprach eine Mutter zu mir. Hier betete eine Frau für mich an Stelle meiner Mutter daheim. Es konnte nur eine Mutter sein; wer weiß, wo ihr Sohn stand. Die ewige Mutter! Sie lebt bei allen Völkern. Vom hohen Norden bis zum Kaukasus, von Paris bis zu den einsamen Höfen am Rande der Steppe, überall fand ich sie wieder. In Rußland lebt die Mutter einsam als große Dulderin. Oft kommt sie nie zur Geltung; sie ist Frau — stillverschlossen für sich. Kein Mensch kann sagen, was sie leidet. Doch im Leid erst findet sie ihre Erfüllung. Wie glücklich sie ist, daß sie leiden darf, werden wir nie ermessen.

Lebt Gott in Rußland? Einige Tatsachen, drüben in Rußland erlebt und aufgezeichnet, haben auf diese Fragen geantwortet. Gewiß nicht erschöpfend, aber doch wohl zum Nachdenken stimmend.

Ist das russische Volk wirklich „gottlos“? Das russische Volk ist nicht dasselbe wie seine jetzigen Machthaber. So wenig wir das deutsche Volk in den vergangenen Jahren mit dem Regime, das uns beherrschte, einfachhin als identisch erklären können, so we-

nig dürfen wir den russischen Menschen einfachhin als gottlos bezeichnen, weil seine Führer gottlos sind.

Ein Unterschied freilich bleibt bestehen: Unsere Machthaber gaben sich selbst als „Gottgesandte“ aus, und wir sind heute geneigt, in ihnen ein Werkzeug des Teufels zu sehen. Die russischen Machthaber stellen sich offen gegen Gott, das russische Volk aber sieht in ihnen eine „gottgesandte Geißel“. Gott hat es begnadet, unter ihr leiden zu dürfen.

Wer den Geboten Christi nähersteht, dem Gebote der Feindesliebe wie der Ergebung in den Willen Gottes, mag Gott selbst entscheiden. Wir wissen ja auch nicht, wie weit hier der an sich schon zu einer gewissen Passivität neigende russische Volkscharakter hereinspielt. Auf jeden Fall aber sollten wir uns vor der Vermessenheit hüten, von „den gottlosen Russen“ zu sprechen.

Georg Hermanowski

Hörprobleme der heutigen Musik

Während des ersten Weltkrieges fiel mir ein Heft der Zeitschrift „Die Musik“ in die Hände, etwa aus dem Jahre 1905. Da wurde Max Regers neuestes Werk besprochen. Die Melodie wurde als durchaus verständlich, aber die ihr zugeordnete harmonische Fassung als fremdartig, bizarr, ja willkürlich hingestellt. Daran muß ich oft denken, wenn heute von der Unverständlichkeit der zeitgenössischen Musik die Rede ist. Wie oft heißt es, das einzelne Motiv sei noch zu fassen, nicht aber das Gewebe der Stimmen, in das es eingebettet ist. Ein begabter Gegner der Moderne meinte, er sei die „alte“ Harmonie so gewohnt, daß er versuche, sie auch zu der modernen Melodie hinzuzudenken, und dann sei er beim Nichtgelingen, erst recht aber beim Originalklang des Ganzen enttäuscht. Immerhin, dieser Hörer bemüht sich, von dem ihm Fremden, Neuen Besitz zu ergreifen und tut da-